

Kamala Harris  
Der Wahrheit verpflichtet



KAMALA HARRIS

# DER WAHRHEIT VERPFLICHTET

Meine Geschichte

Aus dem Englischen  
von Jürgen Neubauer

Siedler

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel *The Truths We Hold*  
bei Penguin Press, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Bildnachweis:

Zweiter Bildteil, Seite 2, oben und unten, und Seite 3, unten: Justin Sullivan via Getty Images; Seite 3 oben: Bethany Mollenkof via Getty Images; Seite 10, oben: Aaron P. Bernstein via Getty Images; Seite 13, unten: Alex Wong via Getty Images; Seite 16, unten: Zoe Ghertner. Alle anderen Abbildungen mit freundlicher Genehmigung der Autorin.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2021

Copyright © 2019 by Kamala D. Harris

This edition published by arrangement with Penguin Press,  
an imprint of Penguin Publishing Group,  
a division of Penguin Random House LLC.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2021

Siedler Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagabbildung: © Rainer Hosch

Lektorat: Fabian Bergmann

Satz: KompetenzCenter

Druck und Bindung: Friedrich Pustet KG

Printed in Germany

ISBN 978-3-8275-0153-0

[www.siedler-verlag.de](http://www.siedler-verlag.de)



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich

# Inhalt

Vorwort 7

1. Für die Menschen 15
2. Eine Stimme für die Gerechtigkeit 53
3. Unter Wasser 89
4. Hochzeitsglocken 125
5. Wir nehmen den Kampf auf! 157
6. Das sind nicht wir 175
7. Gesundheit für alle 199
8. Lebenshaltung 229
9. Intelligente Sicherheit 247
10. Was ich gelernt habe 267

Dank 297

Anmerkungen 303

Namensregister 327

*Meinem geliebten Mann – danke für deine Geduld,  
deine Liebe, deine Unterstützung und deine Ruhe.  
Und vor allem für deinen Sinn für Humor.*

# Vorwort

Morgens wacht mein Mann meistens vor mir auf und liest im Bett die Nachrichten. An den Geräuschen, die er dabei von sich gibt – ob er seufzt, ächzt oder schnaubt –, kann ich schon ahnen, was es für ein Tag werden wird.

Der 8. November 2016, der Tag der Senatswahl, fing eigentlich ganz gut an. Ich sprach mit so vielen Wählerinnen und Wählern, wie ich konnte, und gab in der Schule nahe unseres Hauses meine Stimme ab. Wir waren guter Dinge. Für die Wahlparty hatten wir einen großen Saal gemietet, das Luftballonbad war vorbereitet. Aber davor ging ich noch mit meiner Familie und einigen guten Freunden zum Abendessen, eine Tradition, die wir seit meinem ersten Wahlkampf pflegen. Aus dem ganzen Land und sogar aus dem Ausland waren Leute angereist, um dabei zu sein – Tanten, Cousins, meine Schwiegereltern, die Schwiegereltern meiner Schwester und viele mehr hatten sich eingefunden und freuten sich auf einen besonderen Abend.

Ich blickte aus dem Autofenster und dachte daran, wie weit wir schon gekommen waren, als ich Dougs typisches Stöhnen hörte.

»Das musst du dir mal ansehen«, sagte er und gab mir das Handy. Es waren die ersten Ergebnisse der Präsidentschaftswahl, die am selben Tag stattfand. Irgendwas war da gerade im Gange, und es war nichts Gutes. Als wir im Restaurant ankamen, war der Abstand zwischen beiden Kandidaten zusammengeschmolzen, und auch ich begann innerlich zu

stöhnen. Die aktuellen Prognosen auf der Website der *New York Times* ließen vermuten, dass uns eine lange, düstere Nacht bevorstand.

Wir aßen in einem kleinen Nebenraum des Restaurants. Die Emotionen kochten hoch, das Adrenalin stieg, aber nicht aus den erwarteten Gründen. Einerseits waren wir zuversichtlich, dass ich gewinnen würde, obwohl die Wahllokale in Kalifornien noch nicht geschlossen hatten. Andererseits starteten wir, während wir uns auf die Siegesfeier einstimmten, wie gebannt auf die Bildschirme, als aus einem Bundesstaat nach dem anderen alarmierende Resultate eintrafen.

Irgendwann kam mein neunjähriges Patenkind Alexander mit dicken Tränen in den Augen zu mir. Ich nahm an, dass ein anderes Kind aus unserer Runde ihn geärgert hatte.

»Komm her, kleiner Mann. Was ist denn los?«

Alexander blickte mich an. Seine Stimme zitterte. »Tante Kamala, der Mann darf nicht gewinnen. Er gewinnt doch nicht, oder?«

Es brach mir fast das Herz. Ich wollte nicht, dass ein Kind sich so fühlte. Acht Jahre zuvor hatten wir alle Freudentränen geweint, als Barack Obama zum Präsidenten gewählt worden war. Und jetzt Alexanders Angst zu sehen ...

Sein Vater Reggie ging mit ihm nach draußen, um ihn zu trösten.

»Alexander, du weißt doch, wie schwierig es für Superhelden manchmal wird, wenn sie von einem Bösewicht angegriffen werden. Was machen sie dann?«

»Sie wehren sich«, antwortete er schluchzend.

»Genau, sie wehren sich mit aller Leidenschaft, denn die besten Superhelden haben genauso starke Gefühle wie du. Aber sie wehren sich immer. Und das tun wir auch.«

Kurz darauf meldete die Nachrichtenagentur AP, dass ich zur Senatorin gewählt worden war. Wir saßen noch im Restaurant.



»Ich weiß gar nicht, wie ich euch danken kann, dass ihr immer bei mir seid«, sagte ich zu meinen Verwandten und Freunden. »Das bedeutet mir so viel.« Ich empfand große Dankbarkeit für alle, die da waren, und für Menschen wie besonders meine Mutter, die das nicht mehr miterleben konnten. Ich wollte den Moment genießen, und einen kurzen Augenblick gelang es mir auch. Aber wie alle anderen blickte ich bald schon wieder auf den Fernseher.

Nach dem Abendessen fuhren wir zu unserer Wahlparty, wo sich inzwischen mehr als tausend Anhänger versammelt hatten. Jetzt war ich nicht mehr die Kandidatin, jetzt war ich Senatorin – die erste Schwarze\* Frau aus meinem Bundesstaat und die zweite in der Geschichte des Landes, die in dieses Amt gewählt worden war. Ich sollte 39 Millionen Menschen vertreten – etwa jeden achten Amerikaner, Leute mit ganz unterschiedlichem Hintergrund und Lebensweg. Es war und ist eine große Ehre, die mich bescheiden macht.

Mein Team applaudierte und jubelte, als ich den Raum hinter der Bühne betrat. Es fühlte sich noch immer unwirklich an. Niemand hatte schon richtig verstanden, was gerade passiert war. Sie stellten sich im Kreis um mich herum auf, und ich dankte ihnen für alles, was sie für mich getan hatten. Auch wir waren eine Familie, und wir hatten einen unglaublichen Weg hinter uns. Einige der Anwesenden waren seit meinem ersten Wahlkampf um die Bezirksstaatsanwaltschaft dabei. Aber jetzt, zwei Jahre nach Beginn unseres Senatswahlkampfes, standen wir vor einem neuen Berg, den es zu erklimmen galt.

Ich hatte meine Dankesrede in der Annahme geschrieben, dass Hillary Clinton zur ersten Präsidentin der Vereinigten

---

\* Das Adjektiv »Schwarz« ist in diesem Buch konsequent groß geschrieben. Dies entspricht einer Schreibweise der Schwarzen Community, die damit auf rassistische Zuschreibungen aufmerksam machen will. (Anm. d. Red.)

Staaten gewählt werden würde. Doch als ich die Bühne betrat, um meinen Unterstützern zu danken, ignorierte ich meinen Entwurf. Ich blickte mich im Saal um. Die Menschen standen dicht an dicht, auf dem Parkett und auf der Empore. Viele waren wegen der landesweiten Entwicklung in Schockstarre.

Ich sagte den Anwesenden, dass nun gewaltige Aufgaben auf uns zukämen. Wir müssten uns dazu bekennen, dieses Land zu einen und alles zu tun, um unsere Werte und Ideale zu verteidigen. Ich dachte an Alexander und alle Kinder, als ich fragte:

»Wollen wir uns verstecken, oder wollen wir kämpfen? Ich werde kämpfen!«

An diesem Abend begleiteten mich meine Verwandten auf dem Weg nach Hause, manche von ihnen übernachteten bei uns. Wir gingen auf unsere Zimmer, schlüpfen in bequeme Klamotten und fanden uns gemeinsam im Wohnzimmer ein. Einige saßen auf dem Sofa, andere auf dem Fußboden. Alle starrten wieder auf den Fernseher.

Wir waren sprachlos. Jeder versuchte, das Ergebnis auf seine Weise zu verarbeiten. Ich saß neben Doug auf der Couch und schaufelte ganz allein eine Familientüte Chips in mich hinein.

Aber eines war mir klar: Dieser Kampf war vorbei, und nun begann ein anderer. Ein Kampf, der uns alle forderte. Diesmal ging es um die Seele unseres Landes.

In den Jahren, die seither vergangen sind, musste ich mit ansehen, wie die Regierung sich zu Hause auf die Seite der Rassisten stellte und im Ausland bei Diktatoren einschmeichelte; wie sie Müttern ihre Babys entriss und damit in grotesker Weise gegen Menschenrechte verstieß; wie sie Konzernen und Reichen riesige Steuergeschenke machte und die Mittelschicht vergaß; wie sie unseren Kampf gegen den Klimawandel torpedierte, das Gesundheitswesen sabotierte

und das Recht der Frauen infrage stellte, über ihren eigenen Körper zu bestimmen; und wie sie gleichzeitig auf alles und jeden einschlug, darunter auch die freie und unabhängige Presse.

Das sind wir nicht. Wir Amerikaner wissen, dass wir besser sind. Aber wir müssen es unter Beweis stellen. Wir müssen dafür kämpfen.

Am 4. Juli 1992 hörte ich eine Rede, die mich bis heute begleitet. Sie wurde von Thurgood Marshall gehalten, dem ersten Schwarzen Richter am Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, einem meiner großen Vorbilder. »Wir dürfen unsere Augen nicht vor der Wirklichkeit verschließen«, sagte er. »Die Demokratie kann nicht aufblühen in einem Klima der Angst. Freiheit kann nicht aufblühen in einem Klima des Hasses. Gerechtigkeit kann nicht aufblühen in einem Klima der Wut. Wir Amerikaner müssen uns an die Arbeit machen ... Wir müssen gegen die Gleichgültigkeit ankämpfen. Wir müssen gegen die Apathie ankämpfen. Wir müssen gegen Angst, Hass und Misstrauen ankämpfen.«

Dieses Buch entspringt seinem Aufruf zum Handeln und meiner Überzeugung, dass unser Kampf beginnt und endet, indem wir die Wahrheit aussprechen.

Ich bin überzeugt, dass es kein stärkeres Mittel gegen das Gift unserer Zeit gibt als gegenseitiges Vertrauen. Wir schenken Vertrauen, und wir empfangen es zurück. Einer der Eckpfeiler jedes Vertrauensverhältnisses ist es, die Wahrheit auszusprechen. Unsere Worte haben Gewicht, genau wie der Wert, den wir selbst und andere ihnen beimessen.

Unsere größten Probleme können wir nur dann bewältigen, wenn wir ehrlich mit ihnen umgehen, wenn wir bereit sind, schwierige Gespräche zu führen und wenn wir den Tatsachen ins Auge sehen.

Wir müssen die Wahrheit aussprechen: Rassismus, Sexismus, Homophobie, Transphobie und Antisemitismus sind

real in unserem Land, und wir müssen uns damit auseinandersetzen. Wir müssen die Wahrheit aussprechen, dass mit Ausnahme der Ureinwohner alle Bürgerinnen und Bürger dieses Landes von Menschen abstammen, die nicht hier geboren wurden – egal, ob unsere Vorfahren freiwillig und in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft herkamen, ob sie auf einem Sklavenschiff hierher verschleppt wurden oder ob sie diese Küsten auf der verzweifelten Flucht vor einer schlimmen Vergangenheit erreichten.

Eine gerechtere Wirtschaft, die Arbeitnehmern ein Leben in Würde und Anstand garantiert, können wir nur dann aufbauen, wenn wir die Wahrheit aussprechen: Wir erwarten heute von den Menschen, dass sie mit weniger Geld weiter kommen und mit weniger Sicherheit länger leben. Seit vierzig Jahren stagnieren die Reallöhne, während die Kosten für Gesundheit, Bildung und Wohnen explodieren. Die Mittelschicht hangelt sich von einem Monatsersten zum nächsten.

Wir müssen die Wahrheit über die Masseninhaftierungen aussprechen: Wir sperren mehr Menschen ein als jedes andere Land der Welt, und zwar ohne guten Grund. Wir müssen die Wahrheit über die Brutalität der Polizei aussprechen, über ihren Rassismus und die Tötung unbewaffneter Schwarzer Männer. Wir müssen die Wahrheit aussprechen, dass Pharmakonzerne die Verbreitung angeblich unbedenklicher, in Wahrheit jedoch süchtig machender Schmerzmittel durchsetzen und Kredithaie und kommerzielle Bildungseinrichtungen sozial Schwache ins finanzielle Elend stürzen. Wir müssen die Wahrheit über gierige und räuberische Unternehmen aussprechen, zu deren Credo Deregulierung, Finanzspekulation und die Leugnung des Klimawandels zählen. Und genau das habe ich vor.

Dieses Buch formuliert kein Programm und schon gar keinen 50-Punkte-Plan. Es ist vielmehr eine Sammlung von

Ideen, Ansichten und Geschichten aus meinem und dem Leben der Menschen, denen ich begegnet bin.

Vorab möchte ich nur noch zwei Dinge erwähnen:

Mein Name wird »Kammala« ausgesprochen, mit der Betonung auf der ersten Silbe. Er bedeutet Lotusblüte, und diese ist in der indischen Kultur ein besonderes Symbol. Die Lotuspflanze wächst unter Wasser, ihre Blüte ragt über die Wasseroberfläche hinaus, und ihre Wurzeln sind fest im Grund des Sees verankert.

Und ich möchte betonen, dass dies ein sehr persönliches Buch ist. Es ist die Geschichte meiner Familie, meiner Kindheit und des Lebens, das ich mir seither aufgebaut habe. Auf den folgenden Seiten begegnen Sie meiner Familie, meinen Freunden, meinen Kollegen und meinem Team. Ich hoffe, Sie werden sie genauso schätzen wie ich und am Ende verstehen, dass ich ohne sie gar nichts erreicht hätte.

Kamala, 2018



## Kapitel 1

# Für die Menschen

Ich erinnere mich noch gut an den Tag, an dem ich zum ersten Mal das Gerichtsgebäude von Alameda County betrat. Es war im Sommer 1988 während des letzten Semesters meines Jurastudiums, und zusammen mit neun Kommilitonen sollte ich ein Praktikum im Büro des Bezirksstaatsanwalts machen. Ich träumte davon, selbst Staatsanwältin zu werden, an vorderster Front für die Reform des Strafrechts einzutreten und die Schwachen zu schützen. Aber da ich die Arbeit nicht aus der Nähe kannte, wusste ich noch nicht, ob ich das wirklich werden wollte.

Es war ein sonniger Sommertag. Das Gericht liegt am Lake Merritt und ist höher und eindrucksvoller als die Nachbargebäude. Aus dem richtigen Winkel betrachtet, wirkt es mit seinem Granitsockel, dem mächtigen Turmquader und dem goldenen Kuppeldach wie ein Prachtbau in einer ausländischen Hauptstadt. Aus einem anderen Blickwinkel erinnert es eher an eine überladene Hochzeitstorte.

Auch das Büro des Staatsanwalts von Alameda County selbst ist legendär. Hier wirkte einst Earl Warren, ehe er Generalstaatsanwalt von Kalifornien und später einer der einflussreichsten Richter des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten wurde. An ihn musste ich denken, als ich an jenem Morgen in der Eingangshalle an dem riesigen Mosaik vorüberging, das die frühe Geschichte Kaliforniens zeigt.

Warrens Worte, mit denen er die Rassentrennung als »grundsätzliches Unrecht« bezeichnet hatte, brauchten fünfzehn lange Jahre, um bis nach Berkeley vorzudringen. Für mich gerade noch rechtzeitig, denn meine Grundschule war erst die zweite in meiner Heimatstadt, in der Kinder nicht nach Hautfarbe getrennt unterrichtet wurden.

Nun war ich die Erste, die zur Orientierungsveranstaltung eintraf, kurz darauf kamen meine Mitpraktikanten. Außer mir war nur eine einzige weitere Frau dabei, Amy Resner. Nach dem Ende der Einführung ging ich auf sie zu und bat um ihre Telefonnummer. In diesem von Männern dominierten Umfeld war es gut, wenigstens eine Kollegin zu haben. Wir sind bis heute befreundet, und ich bin die Taufpatin eines ihrer Kinder.

Als Praktikanten hatten wir natürlich nichts zu melden. In erster Linie sollten wir lernen und zuschauen und bei Bedarf auch aushelfen. Es war eine Gelegenheit, das Strafrecht von innen kennenzulernen und zu sehen, wie es für Gerechtigkeit sorgte – oder eben auch nicht. Wir wurden Staatsanwälten zugeteilt, die von Trunkenheit am Steuer bis Mord alle erdenklichen Fälle bearbeiteten, und durften ihnen bei der Vorbereitung der Anklage über die Schulter blicken.

An einen Fall erinnere ich mich noch ganz besonders, bei dem »mein« Staatsanwalt die Anklage vertrat. Bei einer Drogenrazzia hatte die Polizei eine Reihe von Personen festgenommen, darunter auch eine unbeteiligte Passantin, die zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen und mit aufgegriffen worden war. Ich hatte sie nicht selbst gesehen. Ich wusste nicht, wer sie war und wie sie aussah. Ich hatte keinerlei Beziehung zu ihr und wusste nur das, was in dem Bericht stand, den ich durchsehen sollte. Aber irgendetwas an ihrer Geschichte machte mich hellhörig.

Es war spät am Freitagnachmittag, und die meisten Mitarbeiter des Gerichts waren bereits im Wochenende. Wahr-



scheinlich würde die Frau erst am Montagmorgen dem Richter vorgeführt werden. Das hieß, sie würde das Wochenende im Gefängnis verbringen.

*Arbeitet sie am Wochenende? Wird sie ihrem Arbeitgeber erklären müssen, wo sie war? Wird sie ihre Stelle verlieren? Wichtiger noch, ich wusste, dass sie Kinder hatte. Wissen die, dass sie im Gefängnis ist? Sie müssen vermuten, dass sie etwas angestellt hat. Wer kümmert sich jetzt um sie? Gibt es überhaupt jemanden, der auf sie aufpassen kann? Vielleicht wird das Sozialamt eingeschaltet. Mein Gott, sie könnte ihre Kinder verlieren.* Für diese Frau ging es um alles: Familie, Arbeit, Leumund, Würde, Freiheit. Dabei hatte sie gar nichts getan.

Ich lief zum zuständigen Gerichtsmitarbeiter und bat darum, den Fall noch an diesem Tag vor den Richter zu bringen. Ich bettelte und bettelte. Wenn sich der Richter, der den Saal bereits verlassen hatte, nur weitere fünf Minuten Zeit nähme, dann könnte sie nach Hause gehen. Ich dachte nur noch an ihre Familie und ihre verschreckten Kinder. Nach endlosen Minuten kehrte der Richter schließlich auf seinen Platz zurück. Ich sah ihm dabei zu, wie er ihren Fall durchging und wartete darauf, dass er ihre Entlassung anordnete. Dann, mit einem Schlag seines Hammers, war sie frei. Einfach so. Sie würde rechtzeitig zum Abendessen bei ihren Kindern sein. Ich habe die Frau nie gesehen, aber ich werde sie nie vergessen.

Es war ein Wendepunkt in meinem Leben. Mir wurde bewusst, wie viel im Räderwerk des Justizsystems auf dem Spiel steht und wie sehr es auf Menschlichkeit ankommt. Ich erkannte, dass selbst Praktikanten mit ihrem bescheidenen Einfluss etwas bewegen können, wenn ihnen daran gelegen ist. Mir wurde klar, wie wichtig es ist, dass mitfühlende Menschen als Staatsanwälte arbeiten. Jahre bevor ich selbst Staatsanwältin wurde, war dies einer meiner wichtigsten Erfolge: Diese Frau konnte nach Hause gehen.

Und nun wusste ich auch, wo und für wen ich arbeiten wollte.

Das Gerichtsgebäude befindet sich nicht weit von dem Viertel, in dem ich aufgewachsen bin. Ich kam 1964 in Oakland, Kalifornien, zur Welt und verbrachte die prägenden Jahre meiner Kindheit an der Grenze von Oakland und Berkeley.

Mein Vater Donald Harris war 1938 in Jamaika zur Welt gekommen. Er war in die Vereinigten Staaten ausgewandert, nachdem er als hervorragender Student einen Studienplatz an der University of California in Berkeley bekommen hatte. Dort hatte er Wirtschaftswissenschaften studiert und später an der Stanford University unterrichtet.

Meine Mutter begann ihr Leben viele Tausend Kilometer weiter östlich im Südosten Indiens. Shyamala Gopalan war das älteste von vier Kindern. Wie mein Vater war sie eine ausgezeichnete Schülerin, und als sie ihre Leidenschaft für Naturwissenschaften entdeckte, wurde sie von ihren Eltern ermuntert und gefördert.

Mit neunzehn schloss sie ihr Studium an der Universität Delhi ab. Doch dabei wollte sie es nicht belassen. Sie bewarb sich um einen Promotionsstudienplatz in Berkeley, einer Universität, die sie nie gesehen und die in einem Land lag, das sie nie besucht hatte. Für ihre Eltern muss es unvorstellbar schwer gewesen sein, sie ziehen zu lassen. Kommerzielle Interkontinentalflüge kamen seinerzeit gerade erst auf, und es würde schwer werden, den Kontakt zu halten. Doch als meine Mutter sie um Erlaubnis bat, nach Kalifornien gehen zu dürfen, wollten ihre Eltern ihr nicht im Weg stehen. Sie war noch keine zwanzig, als sie 1958 nach Berkeley ging, um dort in Ernährungswissenschaften und Endokrinologie zu promovieren und sich der Erforschung des Brustkrebs zu widmen.

Sie nahm an, dass sie nach ihrer Promotion nach Indien

zurückkehren würde. Die Ehe ihrer Eltern war arrangiert gewesen, und sie gingen davon aus, dass ihre Tochter denselben Weg einschlagen würde. Doch das Schicksal hatte anderes mit ihr vor. Sie lernte meinen Vater in der Bürgerrechtsbewegung von Berkeley kennen. Ihre Heirat und ihre Entscheidung, in den Vereinigten Staaten zu bleiben, war der ultimative Akt der Selbstbestimmung und Liebe.

Meine Eltern bekamen zwei Töchter. Meine Mutter promovierte mit fünfundzwanzig in dem Jahr, in dem ich zur Welt kam. Meine Schwester Maya folgte zwei Jahre später. Laut Familienmythos arbeitete meine Mutter beide Male bis zum Moment der Entbindung – beim ersten Mal platzte die Fruchtblase, während sie im Labor stand, beim zweiten Mal, während sie Apfelstrudel zubereitete. (Wie ich sie kenne, hat sie jeweils darauf bestanden, zuerst ihre Arbeit zu Ende zu bringen und dann ins Krankenhaus zu fahren.)

Meine ersten Lebensjahre waren glücklich und unbeschwert. Ich war gern draußen, und mein Vater ließ mich frei herumtollen. Ich erinnere mich, wie er sich zu meiner Mutter umdrehte und sagte: »Lass sie doch rennen, Shyamala.« Dann wandte er sich an mich: »Lauf, Kamala! So schnell du kannst! Lauf!« Und ich rannte los, den Wind im Gesicht, mit dem Gefühl, dass ich alles schaffen konnte. (Kein Wunder, dass mir in meiner Erinnerung meine Mutter so oft Pflaster aufs Knie klebte.)

Unser Haus war immer voller Musik. Meine Mutter sang gern bei Gospels mit, von der frühen Aretha Franklin bis zu den Edwin Hawkins Singers. In Indien hatte sie mit ihrem Gesang sogar einen Preis gewonnen, und ich liebte ihre Stimme. Meinem Vater war Musik genauso wichtig wie ihr. Seine große Sammlung von Jazzplatten füllte einige Regale. Jeden Abend schlief ich zu den Klängen von Thelonious Monk, John Coltrane oder Miles Davis ein.

Doch die Harmonie meiner Eltern war nicht von Dauer.

Beständig wurde es schwieriger. Sie waren nicht mehr nett zueinander. Ich wusste, dass sie einander liebten, doch sie waren immer mehr wie Feuer und Wasser. Als ich fünf war, wurden die Differenzen so groß, dass die Beziehung daran zerbrach. Kurz nachdem mein Vater an der Universität von Wisconsin eine Stelle angetreten hatte, trennten sie sich, und wenige Jahre später ließen sie sich scheiden. Sie stritten sich nicht um Geld, sondern nur darum, wer die Bücher bekommen sollte.

Ich glaube, wenn sie älter und etwas reifer gewesen wären, dann hätte die Ehe vielleicht gehalten. Aber sie waren so jung. Mein Vater war der erste Freund meiner Mutter gewesen.

Es war für beide schwer. Für meine Mutter bedeutete die Scheidung eine Art von Scheitern, das sie nie für sich in Betracht gezogen hatte. Ihre Heirat war nicht nur ein Akt der Liebe, sondern auch der Rebellion gewesen, und es war schwer, sie ihren Eltern zu vermitteln. Ihnen die Scheidung zu erklären, muss noch viel schwerer gewesen sein. Ich bezweifle, dass sie ihr Vorwürfe machten, doch ich bin mir sicher, dass sie selbst sich genug davon machte.

Als sich meine Eltern trennten, war Maya noch sehr klein und zu jung, um zu verstehen, was passierte und wie schwer das alles war. Ich habe immer wieder ein schlechtes Gewissen, weil ich erleben durfte, wie meine Eltern glücklich zusammen waren. Und Maya nicht.

Mein Vater blieb jedoch auch weiterhin Teil unseres Lebens. Wir besuchten ihn am Wochenende und verbrachten die Sommerferien bei ihm in Palo Alto. Aber meine Mutter kümmerte sich um unsere Erziehung. Sie hat uns zu den Frauen gemacht, die wir sind.

Sie selbst war eine außergewöhnliche Frau. Obwohl sie kaum 1,55 Meter groß war, wirkte sie wie eine Riesin. Sie war klug und tough und wild und beschützte uns. Sie war

großzügig, loyal und witzig. Sie hatte nur zwei Ziele im Leben: Sie wollte ihre beiden Töchter großziehen und den Brustkrebs besiegen. Sie verlangte viel von uns und hatte hohe Ansprüche. Gleichzeitig vermittelte sie mir und Maya immer das Gefühl, dass wir etwas Besonderes waren und alles erreichen konnten, wenn wir uns nur anstrengen.

Meine Mutter war in einer Familie aufgewachsen, in der politisches und gesellschaftliches Engagement selbstverständlich waren. Meine Großmutter Rajam Gopalan hatte zwar nur die Grundschule besucht, doch war sie in ihrem Engagement für das örtliche Gemeinwesen mit allen Wassern gewaschen. Sie nahm Frauen bei sich auf, die von ihren Männern misshandelt worden waren, dann besuchte sie die Männer und warnte sie, sie sollten sich zusammenreißen, sonst bekämen sie es mit ihr zu tun. Sie lud Frauen aus dem Dorf ein und klärte sie über die Verwendung von Verhütungsmitteln auf. Mein Großvater P. V. Gopalan war in der indischen Unabhängigkeitsbewegung aktiv gewesen. Als leitender Diplomat der indischen Regierung lebte er zusammen mit meiner Großmutter einige Zeit im frisch in die Unabhängigkeit entlassenen Sambia und half dort bei der Ansiedlung von Flüchtlingen. Zum Spaß meinte er manchmal, meine Großmutter werde ihn mit ihrem Aktivismus noch einmal in Schwierigkeiten bringen. Doch er wusste, dass sie sich davon nicht aufhalten ließ. Von ihren Eltern lernte meine Mutter, dass der Dienst an den Mitmenschen dem Leben Sinn und Bedeutung verleiht. Und das gab sie an Maya und mich weiter.

Sie erbt die Kraft und den Mut meiner Großmutter. Wer die beiden kannte, der wusste, dass man sich besser nicht mit ihnen anlegte. Und von beiden Elternteilen erbt meine Mutter ihr waches politisches Bewusstsein. Sie hatte einen klaren Blick für die Geschichte, die Kämpfe und die Ungleichheit. Sie kam mit einem tiefen Gerechtigkeitsempfinden zur Welt.

Oft nahmen mich meine Eltern im Kinderwagen zu Bürgerrechtsdemonstrationen mit. Ich erinnere mich dunkel an die sich bewegenden Beine um mich herum, an die Energie, Parolen und Gesänge. Soziale Gerechtigkeit war ein wichtiges Thema in den Gesprächen der Familie. Lachend erzählte meine Mutter die Geschichte, wie ich mich als Kind mit etwas abmühte und sie mich fragte: »Was willst du denn?« Darauf rief ich: »Fweiheit!«

Die Freundinnen, mit denen sich meine Mutter umgab, waren für sie fast so etwas wie Schwestern. Eine davon war meine Patin, eine Kommilitonin meiner Mutter, die ich nur als »Tante Mary« kannte. Die beiden lernten sich Anfang der Sechzigerjahre kennen, als die Bürgerrechtsbewegung aufkam und auf den Straßen von Oakland und von den improvisierten Rednertribünen auf der Sproul Plaza in Berkeley herab debattiert wurde. Als Schwarze Studierende gegen die Ungerechtigkeit aufstanden, fand eine Gruppe von intelligenten und engagierten jungen Männern und Frauen zusammen, darunter auch meine Mutter und Tante Mary.

Sie nahmen an friedlichen Demonstrationen teil, auf denen sie von Polizisten mit Wasserwerfern angegriffen wurden. Sie demonstrierten gegen den Vietnamkrieg, für Bürger- und Wahlrechte. Als Martin Luther King nach Berkeley kam, hörten sie seine Rede, und meine Mutter begegnete ihm sogar persönlich. Sie erzählte mir, wie sie während einer Antikriegsdemonstration von den Rockern der Hells Angels angegangen wurden. Bei einer anderen flüchteten sie mit mir im Kinderwagen, als die Polizei mit Gewalt gegen die Demonstranten vorging.

Aber meine Eltern und ihre Freunde waren mehr als nur Demonstranten. Sie waren Denker, verbreiteten Ideen und waren in ihrer Gemeinschaft aktiv. So organisierten Tante Mary, ihr Bruder (»Onkel Freddie«), meine Eltern und ein gutes Dutzend Mitstreiter eine Literaturgruppe, um

Schwarze Autoren zu lesen, die man damals an der Universität nicht zur Kenntnis nahm. Sie trafen sich sonntags zu Hause bei Tante Mary und Onkel Freddie und diskutierten über Ralph Ellison, Carter G. Woodson und W. E. B. Du Bois. Sie sprachen über Apartheid, die Dekolonisierung Afrikas, Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt und die Geschichte des Rassismus in den Vereinigten Staaten. Ihr Kampf hatte etwas Dringliches. Hin und wieder kamen auch prominente Gäste, darunter Bürgerrechtler und Intellektuelle wie LeRoi Jones und Fannie Lou Hamer.

Nach Berkeley bekam Tante Mary eine Professur an der San Francisco State University, wo sie sich weiter für die Verbreitung Schwarzer Kultur engagierte. Die Universität hatte ein experimentelles College, das von Studierenden selbst verwaltet wurde, und 1966 unterrichtete dort ein Freund meiner Mutter, den ich nur als »Onkel Aubrey« kannte, den ersten Kurs über Schwarze Kultur. Der Campus war ein Ort, an dem Bedeutung und Inhalte der Hochschulbildung neu definiert werden sollten.

All diese Leute waren die Familie meiner Mutter. In einem Land, in dem sie keine Verwandten hatte, waren sie ihre Brüder und Schwestern. Gleich nach ihrer Ankunft aus Indien hatte sie die Schwarze Gemeinschaft als ihre eigene gewählt und war herzlich von ihr aufgenommen worden. Das war das Fundament ihres neuen Lebens in den Vereinigten Staaten.

Neben Tante Mary war Tante Lenore die engste Vertraute meiner Mutter. Ich erinnere mich außerdem gern an Howard, einen ihrer Mentoren, ein genialer Endokrinologe, der sie unter die Fittiche genommen hatte. Als ich klein war, schenkte er mir eine Perlenkette, die er von einer Reise aus Japan mitgebracht hatte. (Seither gehören Perlen zu meinem Lieblingsschmuck.)

Auch Balu, der Bruder meiner Mutter, und ihre beiden

Schwestern Sarala und Chinni (die ich »Chitti« nannte, was so viel heißt wie »jüngere Mutter«) waren mir sehr nahe. Sie lebten zwar Tausende Kilometer entfernt, und wir sahen einander nur selten, doch durch Telefonate, regelmäßige Besuche in Indien sowie Briefe und Karten entstand trotz der Entfernung ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Nähe, der Geborgenheit und des Vertrauens. Hier erfuhr ich zum ersten Mal, dass man eine enge Beziehung zu Menschen haben kann, auch wenn man sie nicht täglich sieht. Wir waren immer füreinander da, egal, in welcher Form.

Meine Mutter, meine Großeltern, Tanten und Onkel vermittelten uns ein Gefühl des Stolzes auf unsere südasiatischen Wurzeln. Unsere klassischen indischen Namen erinnerten uns an unser Erbe, und wir wuchsen mit einem großen Bewusstsein für indische Kultur auf. Wenn meine Mutter zärtlich oder frustriert war, sprach sie in ihrer Muttersprache, was umso passender ist, da ich sie besonders wegen ihrer aufrichtigen Gefühle in Erinnerung habe.

Meine Mutter verstand nur zu gut, was es bedeutete, zwei Schwarze Töchter großzuziehen. Sie wusste, dass ihre Wahlheimat Maya und mich als Schwarze Mädchen sah, und sie war entschlossen, uns zu selbstbewussten, stolzen Schwarzen Frauen zu erziehen.

Ein Jahr nach der Trennung meiner Eltern zogen wir in das Obergeschoss einer Doppelhaushälfte am Bancroft Way in Berkeley. Hier lebten vor allem Arbeiterfamilien, denen es wichtig war zu arbeiten, ihre Rechnungen zu bezahlen und füreinander da zu sein. Es war eine Gemeinschaft, die in ihre Kinder investierte und an den amerikanischen Traum glaubte: Wenn man fleißig und anständig ist, dann werden es die Kinder einmal besser haben als man selbst. Wir hatten nicht viel Geld, doch die Werte, die wir dort verinnerlichten, erwiesen sich als eine andere Art von Reichtum.

Meine Mutter machte uns jeden Morgen fertig für die



Schule, dann ging sie selbst ins Labor. Meistens kochte sie uns Instantflocken zum Frühstück, und wir hatten die Wahl zwischen Erdbeer-, Schokolade- und Vanillegeschmack. Bei besonderen Anlässen gab es Toastwaffeln. Beim Frühstück betrieb sie keinen Aufwand.

Nach einem Abschiedskuss machte ich mich auf den Weg zur Straßenecke, um den Bus zur Grundschule im Stadtteil Thousand Oaks zu nehmen. Erst später erfuhr ich, dass sie Teil eines landesweiten Experiments zur Desegregation war, in dessen Rahmen Schwarze Arbeiterkinder aus den Vierteln im flachen Küstenstreifen und weiße Kinder der Mittelschicht aus den Hügeln bei Berkeley mit Bussen zu dieser gemeinsamen Schule gefahren wurden. Damals wusste ich nur, dass mich der große gelbe Bus zur Schule brachte.

Wenn ich mir heute das Klassenfoto aus meinem ersten Schuljahr ansehe, dann empfinde ich es noch immer als Geschenk, dass ich in einer derart vielfältigen Umgebung aufgewachsen bin. Weil die Kinder aus der gesamten Region kamen, waren wir ein bunter Haufen: Einige wohnten in Sozialwohnungen, andere waren Professorenkinder. Ich erinnere mich, wie wir in der Schule die verschiedenen Feiertage begingen und lernten, in verschiedenen Sprachen bis zehn zu zählen. Und ich weiß auch noch, wie Eltern, darunter meine Mutter, in den Unterricht kamen und Naturwissenschafts- und Kunstprojekte durchführten. Mrs Frances Wilson, meine Klassenlehrerin in der ersten Klasse, tat alles für ihre Schüler. Als ich Jahre später mein Jurastudium beendete, erschien sie zur Abschlussfeier und jubelte mir zu.

Wenn Maya und ich von der Schule nach Hause kamen, arbeitete unsere Mutter meistens noch. Deshalb gingen wir oft zwei Türen weiter zu den Sheltons, die sie durch Onkel Aubrey kannte und mit denen uns bis heute eine liebevolle Freundschaft verbindet.

Regina Shelton, die ursprünglich aus Louisiana kam, war

Aubreys Tante. Ihr Mann Arthur stammte aus Arkansas und führte einen Kindergarten, der erst im Keller ihres und dann im Erdgeschoss unseres Hauses untergebracht war. Die Sheltons wollten den Kindern des Viertels den bestmöglichen Start ins Leben bieten. Ihr Kindergarten war klein, aber freundlich, und an den Wänden hingen Poster von Vorbildern wie Frederick Douglass, Sojourner Truth und Harriet Tubman. Der erste George Washington, von dem Maya und ich hörten, war George Washington Carver, der ehemalige Sklave, der als Pflanzen- und Landwirtschaftsforscher berühmt wurde. Wir lachen immer noch darüber, wie Maya in der ersten Klasse im Unterricht den Namen George Washington hörte und rief: »Den kenn ich! Das ist der Mann mit den Erdnüssen!«

Die Sheltons hatten außerdem eine Schülerbetreuung in ihrer Wohnung, und dort verbrachten Maya und ich unsere Nachmittage. Wir nannten es einfach »das Haus«. Es war ein Ort voller tobender, lachender und spielender Kinder. Maya und mich verband eine enge Freundschaft mit Mrs Sheltons Tochter und ihren Pflegekindern. Wir spielten, dass wir die Jackson Five heirateten – Maya wollte Michael heiraten und ich Tito. (Ich liebe dich, Tito!)

Mrs Shelton war eine zweite Mutter für Maya und mich. Die elegante und warmherzige Frau versprühte den Charme der Südstaaten, was sich beispielsweise in ihrer Gastfreundlichkeit zeigte – ganz zu schweigen von ihren Kuchen und Keksen, die ich regelrecht verschlang. Sie war auch fürsorglich, großzügig und zudem hochintelligent.

Ich werde nie vergessen, wie ich einmal Zitronenschnitten für sie gebacken habe. In den Backbüchern meiner Mutter hatte ich ein Rezept gefunden und den ganzen Nachmittag mit der Zubereitung verbracht. Die Schnitten sahen wunderbar aus, und ich konnte es gar nicht abwarten, damit anzugeben. Ich legte sie auf einen Teller, zog eine Klarsichtfolie

darüber und lief zu Mrs Shelton, die am Küchentisch saß, Tee trank und mit ihrer Schwester »Tante Bea« und meiner Mutter lachte. Stolz präsentierte ich ihnen meine Kreation. Mrs Shelton nahm sofort eine Schnitte und schob sie sich in den Mund. Leider hatte ich statt Zucker Salz verwendet, aber weil ich sie nicht selbst probiert hatte, wusste ich das nicht.

»Lecker, Schatz«, sagte Mrs Shelton mit ihrem reizenden Südstaatenakzent und spitzte die Lippen, so salzig war es. »Ganz vorzüglich. Vielleicht ein bisschen viel Salz, aber wirklich ausgezeichnet.«

Ich musste mich nicht wie eine Versagerin fühlen, sondern durfte glauben, dass ich köstliche Schnitten zubereitet und einfach nur einen winzigen Fehler gemacht hatte. Momente wie dieser haben mir geholfen, ein natürliches Selbstbewusstsein zu entwickeln. Ich war überzeugt, dass ich alles schaffen konnte.

Mrs Shelton hat mir so viel beigebracht. Sie ging immer auf Frauen zu, die Rat, Unterstützung oder einfach nur eine Umarmung brauchten. Für sie war das ganz natürlich. Ich kann mich gar nicht an alle Pflegekinder erinnern, die sie bei sich aufnahm. Unter anderem hatte sie eine Adoptivtochter namens Sandy, die meine beste Freundin wurde. Immer sah sie das Potenzial in anderen Menschen. Auch das mochte ich an ihr. Sie investierte in Kinder, die durch die Maschen des sozialen Netzes gefallen waren, und sie tat es in der Erwartung, dass diese benachteiligten Jungen und Mädchen Erfolg haben würden. Doch sie sprach nie darüber und hielt sich nicht damit auf. Für sie war das nichts Besonderes, sondern einfach nur ein Ausdruck ihrer Werte.

Wenn ich von den Sheltons kam, war meine Mutter meist zu Hause und las, arbeitete an ihren Aufzeichnungen oder bereitete unser Abendessen zu. Wenn man vom Frühstück einmal absieht, war sie eine begeisterte Köchin, und ich saß gern neben ihr in der Küche, um zuzuschauen, zu schnuppern

und zu naschen. Sie hatte ein großes chinesisches Küchenbeil und ein gut gefülltes Gewürzregal. Ich fand es faszinierend, wie sie mit Okraschoten ein Gericht aus Indien oder eines aus Louisiana zubereiten konnte, je nachdem, ob sie sie mit Kurkuma und Senfsamen zubereitete oder einen Eintopf mit Garnelen und Würstchen daraus machte.

Meine Mutter kochte wie eine Wissenschaftlerin. Immer war sie am Experimentieren – einen Abend gab es eine Rindfleisch-Austern-Pfanne, am nächsten Kartoffelpuffer. Selbst mein Pausenbrot war ihr Experimentierfeld: Schon im Bus fragten meine Freundinnen, die immer nur Wurst oder Erdnussbutter mit Marmelade auf ihren Sandwiches hatten: »Kamala, was hast du heute wieder dabei?« Dann machte ich die Tüte auf, die meine Mutter immer mit einem Gesicht oder einer Zeichnung dekoriert hatte: »Frischkäse mit schwarzen Oliven auf Roggenbrot!« Ich gebe zu, nicht jedes ihrer Experimente war gelungen – oder zumindest nicht nach dem Geschmack einer Grundschülerin. Aber egal, es war anders, und deshalb war es etwas Besonderes, genau wie meine Mutter.

Beim Kochen hörte sie oft Aretha Franklin, und ich sang und tanzte dazu durchs Wohnzimmer. Dauernd hörten wir Arethas Version von »To Be Young, Gifted and Black«, eine Black-Pride-Hymne, die ursprünglich von Nina Simone stammte.

Bei unseren Unterhaltungen saßen wir meistens in der Küche. Kochen und Essen gehörten zu den Dingen, die wir am häufigsten gemeinsam machten. Als Maya und ich klein waren, bereitete unsere Mutter uns oft ein Gericht zu, das sie als »Smorgasbrod« bezeichnete. Mit Plätzchenformen stach sie Figuren in die Weißbrotscheiben und legte sie dann zusammen mit Senf, Mayonnaise, Gürkchen und Zahnstochern auf einen Teller. Zwischen den Brotscheiben arrangierte sie alles, was sie an Resten im Kühlschrank finden

konnte. Erst Jahre später wurde mir klar, dass Smorgasbrod nichts anderes war als ein Resteessen. Meine Mutter hatte ein Händchen dafür, selbst ganz normale Dinge spannend zu machen.

Wir lachten viel. Meine Mutter liebte das Puppenspiel »Punch and Judy«, eine Art Kaspertheater, bei dem die weibliche Figur Judy ihrem Mann Mr Punch mit einem Nudelholz hinterherlief. Also schnappte sie sich ihres und scheuchte uns damit unter schallendem Gelächter durch die Küche.

Natürlich war nicht alles lustig. Samstag war Putztag, und jede von uns hatte ihre Aufgaben. Meine Mutter war streng. Faulheit kam bei ihr gar nicht gut an. Für Dinge, die sie für selbstverständlich hielt, wurden meine Schwester und ich selten gelobt. »Warum soll ich applaudieren, wenn ihr eure Pflicht tut?«, sagte sie, wenn ich ein kleines Lob hören wollte. Und wenn ich nach Hause kam und von den neuesten Dramen unter meinen Mitschülern berichtete, ging sie gar nicht darauf ein. »Und was hast *du* gemacht?«, fragte sie. Damit wollte sie mir klarmachen, dass ich stark war und handeln konnte. Heute verstehe ich sie, aber damals machte es mich gelegentlich verrückt.

Die Strenge war jedoch immer begleitet von ihrer unerschütterlichen Liebe, Loyalität und Unterstützung. Wenn Maya oder ich einen schlechten Tag hatten oder wenn es zu lange trüb und verregnet gewesen war, dann schmiss sie uns eine »Nicht-Geburtstagsfeier« mit Nicht-Geburtstagskuchen und Nicht-Geburtstagsgeschenken. Oder sie bereitete uns eines unserer Lieblingsgerichte zu – Pfannkuchen mit Schokostreuseln oder »Special K«-Cornflakeskekse (»K« stand für »Kamala«). Oder sie holte ihre Nähmaschine heraus und nähte Kleidchen für unsere Barbiepuppen. Sie erlaubte Maya und mir sogar, die Farbe unseres Autos auszusuchen. Wir entschieden uns für ein knalliges Gelb, was damals unsere Lieblingsfarbe war, und wenn sie es jemals bereut haben

sollte, uns die Wahl überlassen zu haben, dann ließ sie es sich nicht anmerken. (Die Farbe hatte zumindest den Vorteil, dass wir das Auto im Parkhaus immer gleich fanden.)

Dreimal die Woche ging ich die Straße runter zu Mrs Jones. Sie war klassisch ausgebildete Pianistin, aber weil sie als Schwarze kaum Aussichten auf eine Karriere hatte, wurde sie Klavierlehrerin. Sie war eine strenge und ernsthafte Frau. Immer wenn ich auf die Uhr blickte, um zu sehen, wie lange die Stunde noch dauern würde, schlug sie mir mit einem Lineal auf die Knöchel. An anderen Abenden ging ich zu Tante Mary, um mit Onkel Sherman Schach zu spielen. Er war ein begnadeter Schachspieler und erklärte mir die weitergehende Bedeutung des Spiels: wie wichtig es sei, strategisch zu denken, einen Plan zu haben, mehrere Schritte weit in die Zukunft zu denken, die Züge des Gegners vorwegzunehmen und ihn mit den eigenen auszumanövrieren. Hin und wieder ließ er mich sogar gewinnen.

An Sonntagen schickte uns meine Mutter in die Kirche in der 23rd Avenue. Zusammen mit den anderen Kindern saßen wir auf dem Rücksitz von Mrs Sheltons Familienkutsche. Im Bibelunterricht hörten wir von einem liebenden Gott, der uns auffordert, »für die zu sprechen, die nicht für sich selbst sprechen können«, und »die Rechte der Armen und Schwachen zu schützen«. Dort lernte ich auch, dass das Wort »Glaube« eigentlich ein Verb ist: Wir müssen unseren Glauben leben und danach handeln.

Maya und ich sangen im Kinderchor. Ich erinnere mich, wie wir am Muttertag eine Ode an die Mütter sangen. Jedes Mädchen verkörperte einen Buchstaben des Wortes »Mutter«. Ich war ein T und stand stolz mit weit ausgebreiteten Armen da.

Mein liebster Abend war der Donnerstag. Den verbrachten wir in einem unscheinbaren Gebäude, das früher eine Leichenhalle gewesen war, doch das Haus, das ich kannte,

brummte nur so vor Leben. Hier befand sich das Rainbow Sign, eines der ersten Schwarzen Kulturzentren des Landes.

Das Rainbow Sign war Theater, Kino, Kunstgalerie, Tanzstudio und vieles mehr. Es hatte ein Restaurant mit einer großen Küche, in der immer irgendjemand irgendetwas Leckeres zubereitete – Backhähnchen, Fleischklöpse, Süßkartoffeln, Maisbrot, Pfirsichauflauf. Tagsüber konnte man hier Tanz- und Sprachkurse besuchen oder an Theater- und Kunstworkshops teilnehmen. Abends gab es Filme, Vorträge und Auftritte von Schwarzen Kreativen und Denkern aus den Bereichen Musik, Malerei, Literatur, Film, Tanz und Politik – eine Vorhut der amerikanischen Kultur und des kritischen Denkens.

Das Rainbow Sign war das Projekt der visionären Konzertveranstalterin Mary Ann Pollar, die das Zentrum im September 1971 zusammen mit einigen anderen Schwarzen Frauen ins Leben gerufen hatte. Der Name geht auf eine Zeile des Schwarzen Spirituals »Mary Don't You Weep« zurück und bezieht sich auf Noah, dem Gott den Regenbogen als Zeichen des neuen Bundes gibt. James Baldwin, ein Freund Pollars und häufiger Gast in ihrem Kulturzentrum, hatte das Bild auch in seinem Buch *Nach der Flut das Feuer* verwendet.

Meine Mutter, Maya und ich gingen oft ins Rainbow Sign. Die Leute im Viertel kannten uns nur als »Shyamala und die Mädchen«. Wir waren eine Einheit, ein Team. Wenn wir ankamen, wurden wir immer mit Lächeln und Umarmungen begrüßt. Das Rainbow Sign wollte Gemeinschaft stiften und lebte von seiner offenen Atmosphäre, die alle einschloss. Es war ein Ort, der Wissen, Bewusstsein und Kraft vermitteln wollte. Das informelle Motto lautete: »Aus Liebe zu den Menschen«. Familien mit Kindern waren im Rainbow Sign besonders willkommen – ein Ausdruck der Werte und Vorstellungen der Frauen, die es leiteten.

Pollar sagte einmal zu einer Journalistin: »Hinter allem, was wir tun, hinter der besten Unterhaltung, die wir bieten, steht immer eine Botschaft: Schau dich um. Denk nach.« Das Zentrum hatte eigene Programme für Kinder und Jugendliche. Dazu gehörten nicht nur Kunsterziehung und Ähnliches, sondern auch Gesprächsrunden mit den Gästen aus dem Erwachsenenprogramm.

In der Region San Francisco lebten damals so viele prominente Schwarze, dass Black Pride überall zu spüren war. Aus dem ganzen Land waren die Menschen in diese Stadt gezogen. Daher begegneten wir Kinder im Rainbow Sign Dutzenden von außergewöhnlichen Männern und Frauen, die uns vor Augen führten, was einmal aus uns werden konnte. 1971 kam zum Beispiel Shirley Chisholm zu Besuch, die als erste Schwarze in den Kongress der Vereinigten Staaten gewählt worden war und die Möglichkeit auslotete, für die Präsidentschaft zu kandidieren. Eine beeindruckende Frau, die sich nicht kaufen und nicht herumkommandieren ließ, wie es auch in ihrem Wahlkampfmotto hieß. Alice Walker, die später für ihren Roman *Die Farbe Lila* den Pulitzerpreis erhalten sollte, las im Rainbow Sign, genau wie Maya Angelou, die mit ihrer Autobiografie *Ich weiß, warum der gefangene Vogel singt* die erste Schwarze Bestsellerautorin wurde. Mit sieben Jahren sah ich einen Auftritt von Nina Simone im Rainbow Sign. Später erfuhr ich, dass Warren Widener, der erste Schwarze Bürgermeister von Berkeley, den 31. März 1972 zum Nina-Simone-Tag erklärt hatte, um an ihre zwei Auftritte dort zu erinnern.

Ich liebte die knisternde Stimmung des Rainbow Sign – das Lachen, das Essen, die Energie. Die mitreißenden Vorträge und das witzige, manchmal unbändige Geplänkel des Publikums begeisterten mich. Hier lernte ich, dass künstlerischer Ausdruck, Ehrgeiz und Intelligenz cool waren. Und dass es keine bessere Nahrung für das Gehirn gibt als die



Mischung aus Essen, Politik, Dichtung, Musik, Tanz und anderer Kunst.

Hier sah ich auch die logische Fortsetzung der täglichen Lektionen meiner Mutter, und hier konnte ich mir vorstellen, was meine Zukunft für mich bereithalten könnte. Meine Mutter brachte uns bei, dass »Das ist zu schwer!« niemals eine Ausrede sein kann und unser eigener Erfolg auch daran gemessen wird, was wir zum Erfolg anderer beitragen. Sie impfte uns ein: »Wehrt euch gegen Systeme, damit sie gerechter werden, und lasst euch nicht von dem einschränken, was schon immer war.« Im Rainbow Sign sahen wir ihre Werte in Aktion und ihre Prinzipien in Fleisch und Blut. Es war eine Erziehung zur Citoyenne – ich kannte keine andere und nahm an, dass alle Kinder so erzogen wurden.

Ich fühlte mich wohl. Doch nachdem ich in die Sekundarstufe gekommen war, mussten wir fortziehen. Meine Mutter erhielt die einmalige Chance, an der McGill University in Montreal zu unterrichten und dort im Jüdischen Krankenhaus zu forschen. Es war ein großartiger Karrieresprung.

Für mich war es allerdings weniger großartig. Ich war zwölf Jahre alt, und der Gedanke, im Februar und mitten im Schuljahr aus dem sonnigen Kalifornien in eine tief verschneite französischsprachige Stadt zu ziehen, war gelinde gesagt eine Katastrophe. Meine Mutter versuchte, uns den Umzug als Abenteuer schmackhaft zu machen, sie ging mit uns Handschuhe und Mäntel kaufen, als würden wir zu einer Polarexpedition aufbrechen. Doch es fiel mir schwer, mich zu freuen. Es wurde nicht besser, als unsere Mutter uns mitteilte, dass wir Französisch lernen mussten; wir würden eine französischsprachige Schule besuchen, die ausgerechnet Notre-Dame-des-Neiges hieß, Unsere Liebe Frau des Schnees.

Die Anfangszeit war hart. Französisch kannte ich bis dahin nur aus dem Ballettunterricht, in dem meine Lehrerin